

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Für J. S.

Adolf Holl

OM &
AMEN

Eine universale
Kulturgeschichte
des Betens

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur

Umschlagmotiv: getty images

Satz: Katja Rediske, Landesbergen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-579-06927-2

ISBN-10: 3-579-06927-6

www.gtvh.de

INHALT

Vorbemerkung	9
Nach Christi Geburt	11
1 Abba	11
2 Eli	12
3 Marana tha	13
4 Hokuspokus	13
5 Trishagion	17
6 Gloria	18
7 Credo	20
8 Anathema	24
9 Bismilla	25
10 Heil und Erlösung	26
11 Halleluja	28
12 Amen	29
Seit eh und je dieses Gemurmel	30
13 Steh auf	30
14 Erhobene Stimmen	33
15 Nada-Brahman	37
16 Atemübungen	40
17 Gebetsmühlen	41
18 Rosenkränze	43
19 Litaneien	45

Und führe uns nicht in Versuchung	48
20 Vaterschaftstests	48
21 Fehltritte	49
22 Enttäuschungen	53
23 Flügelbildungen	55
Wie der Hirsch an der Quelle	57
24 Ein Gebet für Atheisten	57
25 Lustige Tage	59
26 Frisches Rattenhirn	60
27 Angebote aus dem Pflanzenreich	61
28 Ein hartnäckiges Gerücht	65
29 Gottes Antlitz	68
Hauptsache Gesundheit	72
30 Dem Asklepios einen Hahn	72
31 Das deutsche Lourdes	74
32 Betende Frösche	78
33 Prayer Breakfast	81
34 Altruistische Gene	85
Gegen besseres Wissen	89
35 Zwischenwesen	89
36 Roter Ocker	93
37 Beim Wort genommen	94

Vielleicht wird alles gut	98
38 Beugt euch, ihr starren Knie	98
39 Ein schwieriger Fall	101
40 Auf eigene Gefahr	107
Bis zum Äußersten	110
41 Wenige sind auserwählt	110
42 Im Extremfall	114
43 Heimkehr	116
44 Wiederherstellung	121
45 In den Wind gehängt	124
Anhang	126
Das kräftigste Gebet	126
Anmerkungen	145

VORBEMERKUNG

Die Ungläubigen werden immer mehr. In Teheran tragen die Studentinnen Jeans unter dem Burka und überlassen das Beten den Mullahs. In Rom besuchen lediglich drei von hundert Katholiken den sonntäglichen Gottesdienst. Weltweit gehorchen die Religionsstatistiken einem Trend, der auf dem Zusammenhang zwischen Armut und Gottesfurcht beruht. Je höher die Lebenserwartung, desto leerer die Kirchen, und umgekehrt.

Abzulesen ist eine langfristige Tendenz der allmählichen Verwandlung agrarischer Länder in Industriegesellschaften, am deutlichsten im heutigen China, wo zur Zeit 300 Millionenstädte geplant und gebaut werden. Die Erfahrung zeigt, dass Industrialisierung mit Religionsverlust Hand in Hand geht.

Es mag ja sein, sagte der spanische Philosoph Miguel de Unamuno (gest. 1936) zu einem Bauern, dass es einen Gott gibt, der Himmel und Erde regiert. Ob unsere Seelen deshalb unsterblich sind, bleibt dennoch fraglich. Darauf der Bauer: Wozu dann Gott?

Wer so fragen gelernt hat, verlernt das Beten, auch wenn Präsident Bush vor den Sitzungen seines Kabinetts zu einer stillen Minute der frommen Sammlung einlädt. Er handelt damit gegen einen Plan, den niemand gehabt hat und der dennoch funktioniert. Der Plan sieht vor, dass die Welt gottlos wird.

Für Bush kann das keineswegs den Absichten Gottes entsprechen, sondern viel eher der Bosheit des Teufels. Der

Dalai-Lama wiederum wird gegen ein Beten ohne Bezugnahme auf außerirdische Instanzen wenig einzuwenden haben. Sobald er die Hände faltet, beginnt die kosmische Schwingungskonstante zu vibrieren. Mehr kann niemand verlangen.

Im Vergleich zur beschwörenden Kraft der Andachten, die immer noch zelebriert werden, in den Tempeln, Synagogen, Kirchen und Moscheen überall auf der Welt, wirken Wörter wie Religion, Spiritualität, Esoterik leidenschaftslos und matt. Wer Litaneien, Mantren, Hymnen, Psalmen, Rezitationen nicht mag, findet ohnehin zahlreiche Alternativen in den Wellness-Angeboten der Freizeitgesellschaft.

Die Bedrängnis des Lebens bleibt in ihr gleichwohl anwesend, als nagendes Unbehagen. An jene, die es gelegentlich spüren, wendet sich dieses Buch.

Es fängt dort an, wo ich 1973, dem Jahr meiner Entfernung aus dem kirchlichen Dienst, mit dem Schreiben über das Beten aufgehört habe. Seither ist mein geistliches Leben eher bescheiden geworden. Das Bändchen, in dem mein damaliger Aufsatz (siehe Anhang) erschien, hat den Titel: Kann man noch beten?

Die Antwort auf diese Frage lautet: Ja, aber womöglich ohne Nebenwirkungen.

NACH CHRISTI GEBURT

Zuerst die gute Nachricht: Es wird viel gebetet. Das Vaterunser zum Beispiel ist in seiner Macht über die Seelen ungebrochen. Kein Stalin hat es abzuschaffen vermocht und kein Hitler.

Das Unheil allerdings, das die beiden Satansboten über die Menschheit gebracht haben, hat ein Fragezeichen hinter die Anrede des Vaterunsers gesetzt. Das ist die schlechte Nachricht.

1 Abba

Das Gebet des Herrn, wie es gerne genannt wird, verdankt sich dem Heiland der Christenheit, der als Rabbi Jeschu im Judenland Aufsehen erregte, durch Krankenheilungen und Austreibung von Teufeln, während der Regierungszeit des römischen Kaisers Tiberius (gest. 37 n. Chr.). Auf die Frage, wie zu beten sei, antwortete Jesus mit der Formulierung von sechs lebensnotwendigen Bitten an den Ewigen, wie er in der jüdischen Frömmigkeit genannt wurde und wird. Die Anrede Gottes im Jeschu-Gebet allerdings wird in damaligen Ohren eher ungewöhnlich, wenn nicht gar lästerlich geklungen haben. *Abba!*

Im Aramäischen, der Muttersprache des Rabbi Jeschu, spielt das Abba auf ein (unübersetzbares) Lallwort der Kleinkindersprache an, das die respektvolle Distanz zum Familienoberhaupt in eine zutrauliche Verkleinerungsform verwandelt. Wir sind Kinder, nicht Sklaven Gottes, schrieb der Apostel Paulus im Sommer des Jahres 52 unserer Zeitrechnung, und deshalb rufen wir Abba.

Sankt Paulus, der griechisch schrieb, beließ das aramäische Abba in seinem Text. In der Tat kam mit dem Abba etwas bislang Unerhörtes in die Religionsangelegenheiten, eine Art von Intimität, wie sie zwischen Kindern und Eltern üblich ist. Der Philosoph Ernst Bloch, ein erklärter Atheist, hat das erkannt. Er schrieb: Zu einem Kind, das im Stalle geboren, wird gebetet. Näher, niedriger, heimlicher kann kein Blick in die Höhe umgebrochen werden.

Blochs Befund empfiehlt den Verzicht auf das Gefühl der Erhabenheit in den Regeln des guten Benehmens beim Beten. Wer den Rat beherzigt, erspart sich viele Enttäuschungen.

2 Eli

Ein einziges Mal, so steht es jedenfalls in der Bibel, hat Jesus die älteste semitische Gottesbezeichnung ausgesprochen, in Todesnot: *Eli, eli, lema sabachtani*. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Wie im Fall des Abba ist auch das Eli im griechischen Text des Evangeliums stehen geblieben, mit nachgelieferter Übersetzung. Mit lauter Stimme habe Jesus das Eli gerufen, wird erzählt, dann noch einmal geschrien und den Geist aufgegeben.

Was die Bibel damit sagen will, leuchtet ohne weiteres ein: Auch so darf gebetet werden.

3 Marana tha

Was den Anhängern des Rabbi Jeschu in Palästina und Syrien am Herzen lag, während der letzten drei oder vier Jahrzehnte vor der Zerstörung des Tempels der Stadt Jerusalem durch die Römer (70 n. Chr.), ist in einem aramäischen Stoßgebet ausgedrückt, das Sankt Paulus im Frühjahr 51 n. Chr. zu Papier brachte: *Marana tha*. Unser Herr! Komm!

Angesprochen war der Herr Jesus, der den Seinigen beim Abschied versprochen hatte: Eine kleine Weile, und ihr seht mich nicht mehr. Und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich sehen.

Aber der Herr Jesus blieb verschwunden.

Der einzige Trost für die Hinterbliebenen: ein wöchentliches Abendessen im kleinen Kreis. Dabei wurde zwar gelegentlich über den Durst getrunken, aber die Hauptsache war die Vergegenwärtigung jenes prominenten Abwesenden, der das gemeinsame Essen und Trinken zu einem Liebesakt gemacht hatte. Aus der Bitte an ihn, doch wiederum mit dabei zu sein, ist die christliche Liturgie entstanden.

In Moskau oder Athen kann sie mehrere Stunden dauern. Während die Popen singen, sind zeitliche Abläufe belanglos, und der Wunsch nach der Anwesenheit des Erlösers geht in Erfüllung.

4 Hokuspokus

Während der Regierungszeit König Jakob I. von England (1603–1648) verblüffte ein Zauberkünstler die Leute auf den

Jahrmärkten, der sich Seiner Königlichen Majestät exzellenter Hocus Pocus nannte. Seine Tricks pflegte er mit den Worten einzuleiten: Hocus Pocus tontus taluntus. Er gab 1634 die Abhandlung »Hocus Pocus Junior« anonym in Druck, die drei Jahre später ins Deutsche übersetzt wurde.

Der anglikanische Kanzelredner John Tillotson (gest. 1694), der es bis zum Erzbischof von Canterbury brachte, interpretierte das Hocus Pocus als Verballhornung der liturgischen Wandlungsworte des christlichen Gottesdienstes in lateinischer Form: »*Hoc est enim Corpus Meum*«. Ob das stimmt, ist unter Fachleuten allerdings umstritten.

Auffällig dabei bleibt jedenfalls die Nähe des allerheiligsten Wandlungsgeschehens zum magischen Tun. Nach katholischer Auffassung, festgeschrieben auf dem Konzil von Trient (1545–1563), bewirken ein paar auf Latein geflüsterte Worte die leibhaftige Gegenwart Christi auf dem Altar unter den Gestalten von Brot und Wein, und zwar mit so hoher Verlässlichkeit, dass die heilige Handlung (*lat. actio, opus*) auch dann wirksam wird, wenn der Zelebrant ungläubig oder sonst wie behindert sein sollte.

Die biblische Geschichte, der sich das Hoc-est-Corpus-Meum verdankt, schildert das letzte Abendessen des Rabbi Jeschu mit seinen Schülern. Im Verlauf der Mahlzeit habe der Meister ein Brot in Stücke gebrochen und dabei gesagt: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Hernach habe er das Trinkgefäß mit dem Tischwein kreisen lassen und gesagt: Trinket alle daraus, das ist mein Blut.

Überliefert ist auch der Auftrag des Meisters: Tut so zu meinem Gedenken.

So oft ihr dieses Brot esset und den Kelch trinket, fügte Sankt Paulus hinzu, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er wiederkommt.

Womit das Brotbrechen mit dem Maranatha verknüpft war und mit dem Abba, dessen dringlichste Bitte die Wiederherstellung der paradiesischen Unschuld zum Gegenstand hat: Zu uns komme dein Reich.

Eine weitaus längere Geschichte ist die Erzählung von der Art und Weise der Aneignung des Hoc-est-Corpus-Meum durch die lateinische Christenheit. In ihr spielt Karl der Große eine gewisse Rolle, der aus Rom ein päpstliches Zeremonienbuch mitbrachte und es in Aachen abschreiben ließ, als Muster für die liturgischen Anweisungen in seinem Imperium. Allerdings kostete vor der Erfindung des Buchdrucks ein Missale den Gegenwert eines Wirtschaftsgebäudes, was für einen Landpfarrer kaum erschwinglich war. Dementsprechend dürftig waren die Lateinkenntnisse der Dorfpfaffen, die vom Gutsherrn wie Dienstboten gehalten wurden. Allenfalls hatten sie das Hoc-est-Corpus-Meum mitsamt ein paar weiteren lateinischen Gebeten auswendig gelernt und die verwandelte Hostie in die Höhe gehalten, während die Glocke bimmelte. Umso beliebter waren Wundergeschichten, die von plötzlich blutenden Hostien erzählten, wenn ein zweifelnder Geistlicher am Werk war. Einmal im Jahr, zu Fronleichnam, wurde die Hostie in einer goldenen Monstranz durch die Felder getragen, um das Gras besser wachsen zu lassen.

Für Luther war das der Höhepunkt gotteslästerlicher Verirrung. Rom blieb standhaft und wünschte den Reformatoren ein lähmendes Siechtum an den Hals (*debilitati et*

fracti tabescant), während in halb Europa kostbares Altargerät eingeschmolzen wurde.

In England, das sich vom Papst losgesagt hatte, zauberte nicht nur Seiner Majestät Hocus Pocus, auch 900.000 Atheisten wurden dort bereits gezählt, wie der spanische Botschafter mit einiger Übertreibung nach Madrid berichtete. Freidenker wie Thomas Hobbes (gest. 1679) kritisierten das Hoc-est-Corpus-Meum als magische Beschwörung (*conjuratio*, *incantation*) und Sinnestäuschung. In allen reformierten Ländern verschwand das Latein aus dem christlichen Gottesdienst, was von Rom vierhundert Jahre später nachgeholt wurde.

Die Frage, was jener Rabbi Jeschu im Sinn hatte, als er sich seinen Getreuen zum Verzehr anbot, ist deshalb noch lange nicht vom Tisch.

Die Gewohnheit, jenen Rabbi Jeschu als Gott anzusprechen, ist so alt wie das Christentum. Weniger bekannt ist der frühchristliche Einfall, den Herrn Jesus als Gott Hermes abzubilden, mit dessen Zauberstab in der Hand, auf Katakombenmalereien und Sarkophagen.

Dieser verstohlene Wink aus einer hoch kultivierten Vergangenheit blamiert die pedantische Unterscheidung zwischen (abzulehnender) Magie und (zu respektierender) Religion. In beiden Fällen ist der mächtige Wunsch nach Durchkreuzung schlechter Wirklichkeiten am Werk. Wünsche können nicht irren. Sie können lediglich enttäuscht werden. Im heutigen – nominell katholischen – Italien, vorwiegend im hoch industrialisierten Norden, arbeiten 15.000 Magier und Magierinnen, offiziell bei der Steuerbe-

hörde angemeldet, mit 300 Millionen Euro jährlich für die Staatskasse. Sie legen Tarot, verkaufen exorzistische Sprays, konsultieren astrologische Computerprogramme.

Wer erfolgreich zu helfen vermag, hat immer Recht, ob mit Rosenkranzbeten, mit Aspirin oder eben mit Hokus-pokus.

Zum Beispiel: Gegen den bösen Blick füllst du Wasser in ein Glas, tauchst den kleinen Finger in etwas Olivenöl und lässt es ins Wasser tropfen. Wenn es sich auf der Oberfläche verbreitet, war deine Mühe vergeblich, wenn das Öl Kreise bildet, musst du das Kreuz schlagen und drei Mal sprechen, Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Dagegen lässt sich kaum etwas einwenden. Die Welt ist ohnehin schon entzaubert genug.

5 Trishagion

Aller guten Dinge sind drei.

Wer das nicht weiß, wird nie bis zum sechsten Palast der Unterweisung gelangen, dem vorletzten, in welchem das Trishagion ohne Anfang und Ende ertönt, das dreimalige *kadosch* der Seraphim-Engel. Das hebräische *kadosch*, das griechische *hagios* und das lateinische *sanctus* benennen eine Angelegenheit, die im schärfsten Gegensatz zum Alltag steht, zu dessen Gemütlichkeit und Gemeinheit.

Das erlebte ein Schriftsteller mit Namen Jesaja, Sohn des Amoz, beheimatet in Jerusalem, welcher drei Jahre lang nackt herumlief, als Warnung vor einer Bündnispolitik mit Ägypten. Ihm widerfuhr eine Entraffung im Jahr 740 vor

Christus, die ihn vor Gottes Thron brachte. Dortselbst erblickte er die sechsfach geflügelten Seraphim im rot glühenden Schuppenkleid, deren Schreie er nicht vergessen konnte: Heilig, heilig, heilig!

Wehe mir, ich bin verloren. Der profunde Schrecken des prophetischen Visionärs lässt die landläufigen Religionsgefühle wie ein stark verdünntes Tränklein für den Hausgebrauch erscheinen, auch für Minderjährige verträglich, als ein Opium des Volks, wie jener andere Prophet mit Namen Karl Marx, Enkel eines Rabbiners, die Sache genannt hat, im Jahr 1844 nach Christus.

Auf Griechisch intonierten die ehrwürdigen Väter der Kirchenversammlung von Chalkedon (heute Kadiköy, Türkei) im Jahr 451 n. Chr. das Trishagion in der erweiterten Fassung: *Hagios ho theos, hagios ischyros, hagios athanatos* (*theos* = Gott, *ischyros* = stark, *athanatos* = unsterblich), mit der Bitte *eleeson hemas* (erbarme dich unser).

Denn vor der dreimal heiligen Letztinstanz haben die Sterblichen immer gezittert, wie in der Bibel geschrieben steht: Gottesfurcht ist aller Erkenntnis Beginn. Die Seelenruhe findet der Erdenwurm erst in der letzten, der siebenten Palasthalle, in welche nur Wenige gelangen. Im Allerheiligsten sind Gebete gegenstandslos.

6 Gloria

In der lateinischen Hohen Messe mit vollem Einsatz von Orgel und Orchester, Chor und Solisten (Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner) kommt nach dem

Kyrie eleison das Gloria. Nach der Bitte um göttliches Erbarmen soll die Wiederholung des Liedes folgen, das die Engel in Bethlehem sangen, nach der Geburt Christi im Stall: *Gloria in excelsis Deo*. Ehre sei Gott in der Höhe.

Wie das Evangelium nach Lukas erzählt, geschah die Menschwerdung Gottes in der Nacht, während eine Gruppe von Hirten ihre schlafenden Herden bewachte, gegen Viehdiebe und hungriges Raubgetier, auf den Weidegründen nahe beim Dorf. Das Schlüsselwort im griechischen Original der Schilderung des plötzlichen Einbruchs himmlischer Mächte ins gewöhnliche Leben ist *doxa*, was üblicherweise mit Herrlichkeit oder Glanz übersetzt wird. Das Wort soll die Lichtfülle bezeichnen, von der sich die Hirten plötzlich umstrahlt sahen, zu ihrem Schrecken.

Fürchtet euch nicht, sagt deshalb die blendende Gestalt zu den Männern, vor der sie ihre Augen bedecken müssen. Nachdem der Engel seine Botschaft vom Eintreffen des Erlösers als neugeborenes Kind in einem Futtertrog ausgerichtet hat, erhält er sozusagen militärische Verstärkung, denn die Rede ist von einem Heer, angetreten wie zum Appell. Das Lied der himmlischen Truppe beginnt abermals mit *doxa*, was im Lateinischen mit *gloria* übersetzt wurde.

Wer die Engel singen hört, bedarf keines Dolmetschers. Nach ihrem Erlebnis werden die Hirten, als sie ihre Geschichte erzählten, jedenfalls aramäisch geredet haben. Das entsprechende Wort für das griechische *doxa*, das im Lukasevangelium steht, geht im Aramäischen auf die semitische Wurzel k-b-d (= schwer sein) zurück. Wenn von der Herrlichkeit Gottes die Rede ist, schreibt die hebräische Bibel oftmals *kabod* (= Gewichtigkeit einer männlichen Person). Dem Herrn Gott die höchste Ehre zu erweisen, ist

eine Selbstverständlichkeit. Die allerdings erweist sich als so stark, dass sie nach wiederholter Beteuerung verlangt, wie im Fall des Trishagion.

Dies umso mehr, als der Jubel der himmlischen Division auf oder über dem stillen Land nicht nur ihrem Oberbefehlshaber gilt, sondern auch dem mit der Geburt Christi eingetretenen Weltfrieden. *Et in terra pax hominibus*. Und auf Erden Friede den Menschen.

Der Weltfrieden braucht also von den Engeln nicht herbeigebetet zu werden. Er wird von ihnen verkündigt und als ultimative Freudenbotschaft (*euangelion*) in die Erden-Nacht gesungen.

Nichts leichter, als ihnen nicht glauben.

7 Credo

Der letzte katholische Credo-Jubel wurde von Anton Bruckner (gest. 1896) komponiert, in seiner f-Moll-Messe. Im Gegensatz zu dem von ihm verehrten Richard Wagner blieb Bruckner auch auf der Höhe seines Ruhms als Orgelvirtuose und Komponist stets ein frommer Mann, im Auftreten eher schüchtern, besonders den Frauen gegenüber, sicherlich kein Stadtmensch. Der Meister wohnte viel lieber im oberösterreichischen Stift Sankt Florian bei Linz als im kaiserlichen Wien. Die Noten allerdings, die Bruckner zur höheren Ehre Gottes niederschrieb, brachten Pauken und Trompeten ins Spiel, ohne jede falsche Bescheidenheit, auch wenn sie in Moll gesetzt waren. So kam, beschienen von der untergehenden Sonne der Habsburger-Monarchie,

noch einmal ein Rufzeichen hinter das Glaubensbekenntnis der christlichen Frühzeit des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, das eine verfernte Sekte in eine Reichskirche verwandelt hatte.

Auf griechisch in der Mehrzahl formuliert (*pisteuomen*), erinnert die Einzahl des lateinischen *credo* stärker an die Einsamkeit des Angeklagten vor Gericht, dem wegen Religionsfrevels harte Strafen drohten. Angesichts der Bestien im Zirkus war Standhaftigkeit gefragt. Sie machte aus dem Verhör eine bestandene Prüfung und aus dem Verurteilten einen Zeugen (*martyr*, wovon Martyrium) der Wahrheit. Einige der 318 Bischöfe, die 325 n. Chr. in Nikaia (heute Iznik, Türkei) auf der von Kaiser Konstantin einberufenen Kirchenversammlung über das richtige Credo abstimmten, hatten noch Narben von überstandenen Folterungen am Leib. Sie wussten, dass in ihrem Credo die Namen derer genannt werden mussten, denen sie in der christlichen Taufe anvertraut worden waren, gemäß ältester Überlieferung: Vater + Sohn + Heiliger Geist.

So auch im kaiserlichen Sommerpalast von Nikaia, wo die ehrwürdige Versammlung das erste amtliche Credo verabschiedete: Wir glauben an den einen Gott, den das All regierenden Vater! Und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes Sohn! Und an den Heiligen Geist!

Hernach lud der Kaiser zu einem Festmahl ein, dessen Pracht den Gästen wie ein Traum vorkam. In Wirklichkeit waren die Auseinandersetzungen um den richtigen Glauben und dessen unmissverständliche Formulierungen keineswegs am Ende. Weitere sieben Konzilien mussten einberufen werden, um den christlichen Glauben zu präzisieren, bis in das neunte nachchristliche Jahrhundert hinein.

Und schlussendlich ging trotz aller Bemühungen in Erfüllung, was im Evangelium nach Matthäus geschrieben steht: Nachdem sie ihn gekreuzigt hatten, verteilten sie seine Kleider untereinander. Was für Rom galt, fand nicht immer den Beifall Konstantinopels oder Moskaus, ganz zu schweigen von Luthers Wittenberg oder Calvins Genf.

Im Spanien der heiligen Inquisition wiederum konnte ab 1481 n. Chr. der Akt des Glaubens (lat. *actus fidei*) sehr unangenehm werden, in Form des *auto da fé*, wie die Festlichkeiten zum Zweck der Selektionierung jüdischer, muslimischer und sonst wie verdächtiger Mitmenschen genannt wurden. Nach der feierlichen Verkündigung der Urteile folgte die Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen. Die Lehre aus diesem widerwärtigen Kapitel der Kirchengeschichte: Wenn Obrigkeiten über den christlichen Glauben wachen, wie seit Konstantin der Fall, dann wird jegliche Gottesgewissheit problematisch.

Deshalb empfahl der Kapuzinerpater Martin von Cochem (gest. 1712) in einem seiner zahlreichen Gebetbücher sozusagen vorsichtshalber ein »kräftiges, Gott angenehmes und deiner Seelen tröstliches Gebett«, in dem unter anderem der Vorsatz formuliert ist: »Und in diesem wahren Catholischen Glauben begehre ich zu leben und zu sterben, und wollte lieber mein Leib und Leben, Gut und Blut verlassen, als von diesem wahren Glauben abweichen, oder einen einzigen Articul desselbigen verläugnen.«

Die heilige Inquisition ist in diesem »geistlichen Testament«, wie Cochem seinen Text nannte, durchaus anwesend. Der wahre katholische Glaube, aufgefächert in Artikel, von denen kein einziger verleugnet werden darf, soll